

# Zwei Stühle

Autor(en): **Zierer-Steinmüller, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 23

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-673085>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Seine Sprache ist, ohne mit ihrem Erdgeruch zu kokettieren, heimatisch herb und gesund. Die strenge Wortzucht, der sie unterzogen wurde, hat sie nicht erstarrt oder schematisiert, so daß auch Gedichte, die ihr Dasein künstlerischen Erlebnissen verdanken, von bildhafter Frische und Natürlichkeit sind:

Vor May Buri's Bildern.

„Volk, auf harter Scholle gezeugt,  
Vom freien Atem der Berge gefäugt:  
Behäbige Bauern, die raten und taten,  
Musikanten und Dorfagnaten,  
Rothhaarige Mädchen und Kinderknechte,  
Kinder des Landes, derb-trogigechte —  
Also hat sie des Meisters Hand  
Lebend auf die Leinwand gebannt.

Warmes Blut durchströmt ihre Adern;  
Sie spielen und trinken; sie markten und hadern.  
Mir ist, ihr Atem müßte mich streifen,  
Der Qualm mich umnebeln von ihren Pfeifen.  
Bekante grüßen im Marktgedräng:  
„Gottwilche! Wie geit's? O, gäng wie gäng!“  
Und einer — sein Bart ist zerzaust, zerraut —  
Recht mir mit fragendem Blick die Hand:

„Gani dir nid scho ne Muni verchouft  
Amene Märli im Oberland?“

Wo findet sich der Verleger, der seine fünf Versbücher endlich zu einem Auswahlband büschelt? Ist es nicht beschämend, daß einer unserer bedeutendsten Bauerndichter im Volk so wenig Widerhall gefunden hat? Eine uner-schöpfliche Heiterkeit der Seele geht von seiner Lyrik aus. Halberblindet, hat der 73jährige Meister das herrliche Gedicht geschrieben:

In der Dunkelheit.

„Und ob kein Schein der Lampe mir hellt  
Das dunkelnächtige Zimmer,  
Mich Wachen umfließt noch von tagjunger Welt  
Ein rosiger Schimmer.

Das macht, meine singende Seele ist so  
Mit leuchtendem Land verspinnen,  
Sie funkelt im Traume noch lichterloh  
Von segnenden Sonnen.

Und würd ich mit Blindheit geschlagen ganz,  
Ich meinte doch immer, ich ginge  
Wie einer, den bergferner Abendganz  
Verdämmernd umfinge.“

## Zwei Stühle.

Von M. Zierer-Steinmüller.

Etliche Stunden dem Gebirge zu besuchte ich einen Bekannten, einen Maler und besah seine Bilder, die im Atelier und auch in den übrigen Räumen verteilt untergebracht waren. In der letzten Stube erblickte ich dabei zwei Stühle.



Die Holzgeschnitzten Lehnen zeigten ein reiches fächerblättriges Muster, einen Schild mit dem Künstlerwappen. Die breiten bequemen Sitze hatten geschnitzte Kanten und gedrechselte ziemlich ausgreifende Beine. Sie gefielen mir nicht nur wegen der Handschnitzerei, sondern auch, weil das polierte Holz merkwürdig ansprach. Sie stellten nicht wie andere Artgenossen durch Lack und Politur Leistungen überkultivierten Geschmacks dar, sondern sahen unverbraucht naturhaft aus, lebendig wie der Baum im Wald, und ich glaubte die Verbundenheit von Holz und Erde so deutlich zu spüren, als säße ich auf einem Baumstumpf im Forst.

„Hübsche, gute Stühle“, sagte ich, und meinte das „gut“ im Hinblick auf die Ruhe des Baumes, aus dem sie stammten, des sonnenwarmen Holzes.

„Ich habe sie von meinem Vater geerbt, er hat sie nach seinem Entwurf schnitzen lassen. Die Eiche dazu hat er selber ausgewählt“, erzählte mir mein Bekannter, „Humboldt, Menzel, Scheffel und Spitzweg sind bereits auf ihnen gesessen. Ich wüßte sie gern in guter Hand, wenn ich einmal sterbe!“

Nach einem Jahr standen beide Stühle in meiner Stube. Ich benütze sie gern, mag aber keine Rissen auf ihnen, denn der Holzstolz ist mir wie ein Baumstumpf im Wald — immer noch wie von den Wurzeln genährt und sicher mit

dem Erdboden verbunden. Sie haben in meiner Stube harte Zeiten gesehen, die Volksnot machte auch vor meiner Schwelle nicht Halt. Oft wurde erwogen, welches Hausgerät verkauft werden sollte, falls es noch schlimmer komme. Und stets dachte ich: „die zwei Stühle nicht —!“

„Hübsche Stühle“, sagte neulich ein Bekannter, „die möchte ich einmal erben“, setzte er scherzhaft hinzu. Ich erzählte, was ich von ihnen wußte, und es fiel mir dabei ein, daß

auch ich sie eines Tages abzutreten habe, an jemand, der nach mir weiterlebt.

Es sind dauerhafte Sitze, und an dem Geranke der Lehnen mit dem Künstlerwappen wird noch lange keine Abnutzung zu sehen sein, wenn sie auch noch viele Generationen durch die Plätze wechseln. Sie sind für den jeweiligen Eigentümer nur Lehngut wie jeder Besitz, und auch ich kann nur wünschen, daß sie einmal in gute Hand kommen.

## Die Ruhecke.

Von M. Zierer-Steinmüller.

Im Wandwinkel steht die gepolsterte Liegestatt, von der Länge eines ruhenden Menschen. Sie hat eine braungemusterte Decke und viele Rissen. Es sind keine Rissen, durch Hausfrauenfleiß unter mühseligen Stichelchen und Maschinen entstanden, keine kraftverschlingenden Ergebnisse weiblicher Handfertigkeit. Sie sind nur umkleidet von einfachen, auf die Farbwirkung hin abgestimmten Stoffen — grün, violett — goldbraun und mattgestreift, ohne Gefältel und mühsames Gerüsche. Hinter der dünnen Wand sind manchmal die Daseinsäußerungen der nachbarlichen und doch fremden Menschen zu hören. Es ist eine Ruhecke, von einem Vermögnten, der weiche Kaste braucht, vielleicht geringfügig betrachtet. Ein Ruhen im allgemeinen Sinne, das Gelöstsein der Glieder im Behagen, hat diese Liegestatt selten noch gesehen. Sekunden voll tiefster Erschöpfung oder irgendwelche körperliche Schmerzen trieben meist zu ihr. Es wurde dann kaum die befreiende und wieder aufbauende Ruhe erwartet, die der Leib brauchte, wochenlang, monatelang, gleich dem ewigen Schlaf, nach dem er sich unausgesprochen sehnt. Es war immer nur ein gnädiges Atemholendürfen, damit das wundgeriebene Triebwerk weiter gehen kann. Manchmal auch war nicht der Körper der versagende Teil, sondern die Seele, plötzlich hoffnungs- und mutlos durch die nie endenden Beschwerden.

Zuweilen läßt sich ein Gast zur kurzen Kaste dort nieder. Selbst bei ihm ist es oft nur ein scheinbares Ruhen. Hält auch der Körper still, so sucht und tastet die Seele, zieht sich einsam oder abgelehnt in sich zurück und beginnt zu der unruhvollen Melodie der Sehnsucht und des Lebens aufzuklingen, wenn sie Gleichlaut findet.

Berührt der ansteigende Morgen die Ruhecke, oder ist sie abends im Dämmern gerade noch erkennbar, so sieht sie aus wie eine ver-

deckte Truhe in der Sonntagsstille. Viele Wünsche, vom raschen Gehirn und Herzen genährt, scheinen in ihr beigelegt zu sein, auch Erfüllungen in verblichenen Farben und manches Gefunfel lautloser Freuden.

Täglich werden die Rissen glattgestrichen auf der Decke, und sie sind rascher geglättet als alles, was in der Ruhecke ausgetragen wird.

